



# **„Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist.“**

Predigt zu Lk 6,26-42 am 13. Juli 2025 in St. Jakob München

Liebe Gemeinde,

wir leben in unruhigen Zeiten. Jede und jeder von uns spürt, dass sich etwas verändert. Es wird rauer. Etwas kommt ins Rutschen. Der Umgang miteinander wird grober, respektloser, aggressiver – im Kleinen wie im Großen. Die globalen Konflikte im Großen und der raue Alltags-Ton im Kleinen haben miteinander zu tun. Weil jede Veränderung zum Guten und zum Schlechten mit Haltungen beginnt, auch mit unseren Haltungen, von jedem einzelnen von uns. Wir alle sitzen nicht an den Tischen, an denen die großen Krisen der Welt verhandelt werden. Aber wir alle tragen durch unsere Haltung etwas ein, was die Welt zu ändern beginnt.

Letzte Woche sprach mich eine junge Frau an und erzählte mir, dass sie nicht schlafen könne, aus Sorge vor der Zukunft. Eine Unruhe würde sie quälen. Eine Unruhe, die vermutlich viele von uns auch empfinden. Wir haben über Gottvertrauen gesprochen und darüber, was jeder von uns an Kostbarem in dieser Welt einbringen kann – damit sie besser und friedlicher wird.

Davon spricht auch das heutige Evangelium. Es ist ein Wort voller Wucht in diese Zeit des Unfriedens. Es spricht von einer Haltung, die aus der fatalen Abwärtsspirale von Konflikten herausführt. Einer Haltung, die jeder von uns leben kann und mit der wir als Christen den Unterschied machen können.

Jesus ruft uns zu einem barmherzigen Blick auf unsere Mitmenschen. Und er entlarvt, wie unbarmherzig wir oft sind.

„Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist.“

So beginnt dieser Abschnitt. Und das ist der Ton, der alles trägt. Wer barmherzig sieht, sieht anders. Das ist nicht der Blick des Misstrauens. Da ist keine Härte. Kein Einteilen in gut und schlecht.

Barmherzigkeit ist der Blick auf andere, der im anderen den Menschen sucht. Alle Konflikte dieser Welt wurzeln immer auch im Gefühl fehlender Wertschätzung, hat ein Konfliktforscher mal gesagt. Der barmherzige Blick auf andere ist der Blick der Wertschätzung, der Blick, der damit rechnet, dass auch andere legitime Bedürfnisse haben. Nicht jedes Bedürfnis ist gut und nicht alles, was andere wollen, muss ich respektieren. Aber den anderen als Mensch zu respektieren und nicht seine Fehler zum Maßstab für alles zu machen, das ist Barmherzigkeit.

Jesus dann wird Jesus konkret und hält uns mit einem ziemlich krassen Bild den Spiegel vor: „Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem eigenen Auge bemerkst du nicht?“

Das Bild wirkt fast wie eine Karrikatur. Da läuft einer herum mit einem dicken Holzbalken im Gesicht – und will beim anderen einen kleinen Span herausziehen. Vielleicht müssen es Jesus so krass sagen, damit es die Menschen kapieren:

Ohne Mitgefühl gibt es keinen Frieden und ohne Selbstkritik gibt es keinen Frieden.

Der Balken im eigenen Auge – das sind nicht nur persönliche Schwächen. Es sind auch blinde Flecken als Gesellschaft, als Kirche, als Menschheit.

Was passiert, wenn niemand hinschaut auf den eigenen Balken?

Dann geschieht, was vor 30 Jahren in Europa passiert ist: Srebrenica. 1995. Über 8000 bosnische Jungen und Männer wurden ermordet. Die UN standen daneben. Die Welt schaute weg. Bis heute tun wir uns schwer, die Wahrheit beim Namen zu nennen. Vor wenigen Tagen haben in München die Religionsgemeinschaften dieses Völkermordes gedacht. Es ist betrüblich, dass immer noch nicht alle christlichen Kirchen bei dieser Feier teilnahmen. Dabei ist gerade Srebrenica eine Mahnung: Wer sich nicht selbstkritisch erinnert, wird nicht fähig zum Frieden sein.

Es braucht Ehrlichkeit. Es braucht auch den kritischen Blick auf die eigene Geschichte. Und Mut zur Verantwortung.

„Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem eigenen Auge bemerkst du nicht?“

Mit schmerzlicher Klarheit wird uns dieser Tage auch wieder das Leid der Menschen im Nahen Osten vor Augen gestellt. In Israel bangen die Menschen immer noch um über 50 Geiseln. Ich bekomme fast täglich Nachrichten von dort aus dem Netzwerk der Geiselfamilien. Es ist unvorstellbar, was die Familien und Freunde durchstehen müssen. Ein Land ist nach dem Terror des 7. Oktober immer noch in Schockstarre.

Dann kommen auch die Nachrichten aus Gaza und jeder Mensch mit Herz und Verstand wird sagen: Kinder verhungern zu lassen ist keine Selbstverteidigung und keines dieser hungernden oder getöteten Kinder ist Schuld an den Opfern des 7. Oktober. Auch das ist schreiendes Unrecht, das benannt werden muss.

Aus der Westbank kam dieser Tage die Nachricht, dass die palästinensische Stadt Taybeh von israelischen Siedlern angegriffen worden ist. Dieses kleine Städtchen in der besetzten Westbank ist christlich geprägt, es hat mehrere Kirchen, in einigen wurde durch die Siedler Feuer gelegt. Ziel ist die Vertreibung der Bewohner. Die drei Priester des Dorfes, allesamt Palästinenser, haben einen dringenden Hilferuf an die Weltöffentlichkeit geschickt. Das kann uns nicht egal sein!

Israel und Palästina – ein Konflikt voller Verletzungen, Ängste, Schuld. Nach dem 7. Oktober ist nichts wie zuvor. Auf beiden Seiten leiden Menschen in einem Maß, das uns aufrütteln muss. Aber in Deutschland sind wir erstaunlich sprachlos. Wir haben das Gefühl, der Balken unserer eigenen furchtbaren Geschichte gibt uns kein Recht, über Splitter dort zu sprechen. Jesus meint aber nicht, dass wir verstummen sollen. In Konflikten muss man reden, und wir sollten als Christen in Deutschland mit besonderer Sensibilität reden. Im Sinne der Opfer auf beiden Seiten. Denn alle erleben Schmerz, aus unterschiedlichen Gründen – und alle haben ein berechtigtes Interesse, in Sicherheit zu leben. Maram Stern, der Vorsitzende des jüdischen Weltkongresses, schreibt in der aktuellen ZEIT: „Gerade den Kirchen würde es gut zu Gesicht stehen, sich auf die Seite aller Opfer zu stellen, anstatt sie in nationale Gruppen und damit in Opfer erster und zweiter Klasse einzuteilen...“

Dieser Satz ist eine Reaktion auf den kürzlichen Beschluss des Weltkirchenrates, die Lebenssituation der Palästinenser mit „Apartheid“ zu bezeichnen. Ich persönlich finde das eine falsche Entscheidung. Weil suggeriert wird, es gebe nur auf israelischer Seite Verantwortung für die gegenwärtige Lage. Und weil der ganze Beschluss keinerlei Empathie ausdrückt für die Opfer beider Seiten. Das wird einer Befriedung nicht helfen, sondern nur die Polarisierung fördern und leider auch den Antisemitismus.

Die palästinensische Familie Nassar südlich von Bethlehem hat schon seit vielen Jahren ein Schild an ihrem Hof. Darauf steht: „We refuse to be enemies.“ – Wir weigern uns, Feinde zu sein.

Das atmet den Geist Jesu. Das ist der Blick der Barmherzigkeit. Diese Weigerung, Feind zu sein, braucht es heute. Überall. Im Privaten wie im Politischen. In der Sprache, die wir wählen, in der Geduld, die wir üben, im Hinhören auf beide Seiten.

Jesus sagt: Zieh den Balken aus deinem Auge. Erst dann kannst du klar sehen.

Frieden beginnt nicht mit einem großen Plan. Er beginnt mit einem anderen Blick. Mit einem Versuch, den anderen wirklich zu sehen – in seiner Angst, seiner Geschichte, seiner Hoffnung. Er beginnt auch mit der Bereitschaft, sich selbst zu hinterfragen. Wo bin ich hart geworden? Wo blind? Wo bequem?

Wenn wir so aufeinander sehen – entsteht etwas Neues. Dann muss niemand das Gesicht verlieren. Dann wächst Vertrauen. Und vielleicht auch Versöhnung.

„Wir weigern uns, Feinde zu sein.“ Das kann auch unser Satz werden. In Gesprächen. In politischen Diskussionen. In unserem inneren Ringen.

Gott schenke uns diesen Blick.

Amen.